

VINCENT GALLO: WHEN

Adam Olschewski

Vincent Gallo ist ein Mensch; darüber gibt *When* (2001) – sein Plattendebüt, abgesehen von ein paar Filmmusiken weit, weit in der Ferne – unmissverständlich Auskunft. Wenn über Gallos Gattungszuordnung Zweifel bestanden, dann deswegen, weil er, der Ex-Bildender-Künstler, der Im-Augenblick-Schauspieler, viel und erfolgreich und im Alleingang – wie es scheint, traut er nur sich selbst – tat. Man ertappte sich allmählich dabei, ihm menschliche Eigenschaften abzusprechen. Bis, ja, bis –

Sollte man um Gallos Misstrauen wissen, dürfte es schwer sein, sich seinen zu Liedern wie versehentlich verdichteten Mitteilungen komplett hinzugeben; denkt man zunächst. Doch so ist es, senkt sich der Tonarm samt Nadel auf die Rille, ganz und gar nicht. Es kommt selten vor, und dann nur bei den Guten, dass menschliche Physiognomie plus mehr in den Liedern einigermaßen hell durchscheint. Dass wir genauso viel über uns wie über denjenigen, der vorträgt, sowie Tausende, die ihm wie uns ähneln, erfahren. Dass Pop uns, einer Wendejacke gleich, umkrepelt, dass wir neu werden, aber doch . . . wir.

Man sollte Gallo auf *When*, um das

Heil seiner selbst nicht leichtfertig aufs Spiel zu setzen, aufmerksam zuhören. 42 Minuten und 57 Sekunden lang; die Pausen zwischen den Liedern, nirgendwo sonst zurzeit dermaßen spannungsgesättigt, mit eingerechnet – ist das zu viel verlangt, wenn es um nicht weniger als die eigene Existenz geht?

Mag sein, dass ein Mann wie er nicht anders kann; sich nur zweifelnd hin und her werfen in – vornehmlich dunkel umrandeten – Melancholieschüben. Sein Recht. Müssen wir ihm aber zuhören, seine Phobien teilen, seine Vorbehalte bejahren, seine Sorgen zu unseren machen? Es ist kein minderes Kunststück, einen Zuhörer – letztlich: einer fremden Figur irgendwo im Trüben –, sich selbst zu offenbaren und doch eine Saite in ihm, nun, anzustoßen, die endlos – ins Leben hinein – weiter schwingt. Genau das, man darf sich an dieser Stelle wiederholen, passiert hier. Wir hören Gallo, eigenartig mädchenhaft für einen ganzen Kerl, für den wir ihn bislang – o Verblendung – hielten, auf dem Titelstück singsagen, wobei die Stimme auch gedoppelt wird: »When you come near to me« – Pause – »I go away«, sind vermutlich gar nicht mal seiner Ansicht,

können aber dem Bann seiner bis zur Hypnose repetierten Worte und der Zeitlupigkeit/Tranigkeit/Sanftheit/Unentschlossenheit der mageren Gitarrenakkorde, die lediglich ein Bass – ebenso mager – stützt (all music was written, performed & produced by Vincent Gallo, heißt es in einer Fußnote zur Platte), nicht entkommen. Wir nicken zustimmend, obwohl wir es, bei Licht besehen, nicht wollen; die Tür fällt ins Schloss; wir sind in einer Durchgangswelt gefangen – nicht ungern, aber doch recht erregt.

Seinen Sound faltet Gallo in einem Zwischenbereich aus. In welchem? Zwischen Obsession und Melancholie am ehesten (wollte man pathetisch werden, was schnell geht, sobald Leidenschaft im Spiel ist, könnte man behaupten: zwischen Dies- und Jenseits). Es geschieht kaum was in dem Zwischenraum und was geschieht, wird sparsam und fast widerwillig mitgeteilt, wiederholt sich, löst sich auf in Fäden, Bruchstücken, potentielltem Abfall. Ja; es ist weitgehend ein unsauberer Sound, zum Gutteil aus dem Rinnstein stammend, möchte man beinahe meinen, geprägt von einer Menge mehr oder minder dezent ihre bestimmte Klangfarbe hinschmierender Instrumente und Elektronika, ein Sound, der die Ruppigkeit einer Demoaufnahme aufweist, genauso wie ihren Charme, den die Illusion der Unmittelbarkeit erzeugt; vollkommen in seiner Unvollkommenheit, das allemal.

Weil er aber jeder Politur entbehrt, kann der Sound bisweilen – die vielen Instrumentalstücke auf jeden Fall – eine Nähe zum Alltagsgeräusch,

Gallo plädiert für analoge Soundwiedergabe, das kommt hinzu, herstellen. Um Tonexperimente aus Donaueschingen handelt es sich dennoch nicht, es ist klar eine Melodie da, der Song wird also nach Songwriterart organisiert – oder zumindest der Versuch dazu unternommen. Falls man scheitert, und man scheitert während der zehn Lieder in der Regel, dann aus der Notwendigkeit tief im Innern heraus, aus Daseinsgründen. Man hat den Eindruck, als ließe Gallo den Zufall walten bzw. den Impuls, die Eingebung, als müsste alles, was üblicherweise seine harten Gesichtszüge an Drama verbergen, endlich mal raus, zu den Leuten, nach draußen, in die Welt. So rafft er sich offenbar Mal ums Mal auf, um sein Innenleben zu veräußern – und scheitert, rafft sich auf – scheitert erneut. (An sich selbst? An den anderen? Sind die gesetzten Grenzen des Popsongs zu eng oder er zu groß, damit der Popsong ihn fasst? Man darf mutmaßen.)

Doch; es ist eine Platte voll Schmerz. Und ohne Aussicht auf Erlösung.

Ein Sterben und ein – bedingtes – Wiederaufleben des Songs erfahren wir jedenfalls hier, ein permanentes Memento mori – uns wie dem Popgewerbe gegenüber – eines asketischen, vielleicht auch lediglich eines mönchischen Charakters. Vincent Gallo will an die Vorläufigkeit von allem und jedem erinnern.

Er zweifelt und leidet und ängstigt sich.

Er glaubt nicht.

Er stirbt in jedem Lied vom Neuen.

Wir sterben gern mit.